

Evangelische Prälatur

Prälatin Gabriele Wulz
Adlerbastei 1

89073 Ulm, den 08.11.2011

Telefon 0731 21071

Fax 0731 22617

E-Mail: praelatur.ulm@elk-wue.de

Bescheid zur Visitation des Kirchenbezirks Göppingen

Juli bis November 2011

Bericht vor der Bezirkssynode am 7. November 2011

„Von Kindheit an werden Leistungen bewertet.“

Mit diesen Worten haben Sie, lieber Herr Kauderer, das Forum am 22. Juli in der Stadtkirche in Göppingen eröffnet.

Ich habe da den leisen Seufzer mitgehört: Hört denn das nie auf? Immer wird man angeschaut, beurteilt, bewertet. Was für ein Druck, wenn es immer nur auf die Leistung ankommt, immer nur darauf, ein gutes Bild abzugeben.

Wann kann man denn je ein gutes Gewissen haben? Wann kann man je von sich sagen: Und siehe, es war alles sehr gut.

Klar: Visitation ist nicht der gefürchtete Kontrollbesuch der vorgesetzten geistlichen Behörde... Aber das ist nur die halbe Wahrheit? Der Druck, den allein die Ankündigung macht, ist gewaltig und stimmt mich nachdenklich.

Ist es denn gut? Ja, mehr noch: Ist es denn sinnvoll, was wir da machen? Was ich da mache?

Respekt, liebe Mitglieder der Bezirkssynode, hängt mit Ansehen zusammen. Mit Hinschauen und Wahrnehmen. Und darauf kommt es mir an: Auf Respekt. Auf Hinschauen und Wahrnehmen dessen, was ist. Nicht, um zu beschämen. Sondern um anzuerkennen und um zu lernen. Denn es ist überall anders. Und Göppingen ist definitiv anders als die anderen.

Das hängt zum einen mit der Geschichte zusammen.

Göppingen gehört zu Württemberg. Schon lange. Und im Gegensatz zu Oberschwaben, aber auch zur Ostalb gibt es hier ein ziemlich entwickeltes Gefühl für die württembergische Landeskirche.

Mn weiß, was man ist und was man nicht ist.

Man kennt hier Strukturen, ist auch ein bisschen trotzig und will sich nicht alles gefallen lassen. Man fragt nach und ist kritisch. Und alles in allem ist hier ein solides württembergisches Kirchenwesen anzutreffen. Verankert und strukturiert. Verlässlich, klar erkennbar und profiliert.

Das heißt nicht, dass es hier keine Probleme gäbe.

Aber es gibt geregelte Abläufe, funktionierende Strukturen und ein geklärtes Miteinander.

Das ist viel wert.

Aber was ist mit dem Leben? Mit der Lebendigkeit?

Mir ist bei verschiedenen Gelegenheiten immer wieder gesagt worden: Der Routinebetrieb beschäftigt uns, hält uns in Atem und braucht alle Kraft und Energie. Zur Entwicklung neuer Ideen haben wir eigentlich weder Zeit noch Kraft.

Ich möchte das an einem Beispiel vorführen, weil ich denke, dass daran deutlich wird, was ich meine, gesehen zu haben:

Die Stadtkirche in Göppingen ist wie eine offene Wunde.

Dankbar sind fast alle, dass mit dem neuen Nutzungskonzept und der Stiftung auch nach außen signalisiert wird: Wir geben die Stadtkirche nicht auf. Sie ist Symbol für evangelische Kirche in Göppingen und darüber hinaus Symbol für das evangelische Kirche in der Region. Überlegungen für eine Umnutzung sind zur Seite gelegt. Und in der Tat ist erstaunlich und bemerkenswert, was an der Stadtkirche inzwischen alles wieder läuft. Jugendgottesdienste, Filmwochenenden, ein philosophisch-theologischer Gesprächskreis, Wort und Musik zur Marktzeiten und natürlich die Vesperkirche. Dazu kommt das Stadtkirchencafé.

Das Jugendwerk hat sich der Stadtkirche angenommen, ebenso die Erwachsenenbildung, der Kirchenmusiker und Pfarrer/innen aus dem Bezirk, die hier Dienste übernehmen.

Das ist ein schönes Zeichen von gemeinsamem Tun, das durchaus Erfolge zeitigt. Und dennoch bleibt der Eindruck: Eigentlich müsste man an dieser Stelle richtig investieren.

Eigentlich müsste man hier Personal- und Finanzressourcen bereitstellen. Dann könnte man hier tatsächlich ein Vernetzungs-, Begegnungs- und Kommunikationszentrum par excellence schaffen.

Im Bezirksforum wurden von Seiten der Schulverwaltung neue Räume und neue Formen der kirchlichen Arbeit gefordert. Kirche müsse flexibler werden, so sagte es Schulamtsdirektor Polzer in seinem Statement, damit die Antworten und Fragen wieder zusammenfinden.

In dem anschließenden Gespräch hatten wir in unserer Kleingruppe gleich großartige Ideen, was man tun könnte. Wäre nicht die Stadtkirche ein idealer Ort der Begegnung – zwischen vielen Schulen. Ganz nah dran und doch wieder ein anderer Ort. Aber dazu bräuchte es jemanden, der das in die Hand nimmt und koordiniert. Es bräuchte jemand, der sich zuständig fühlte und Verantwortung übernehme, und zwar mit ganzem Herzen und mit aller Kraft, nicht abgepresst und sozusagen auf alles andere, das auch zu tun ist, noch draufgepackt.

Wenn wir uns alle nicht auf Dauer erschöpfen wollen, dann wird das vielleicht die größte Herausforderung sein: Dinge lassen zu können und eine Kultur des Abschiednehmens einzuüben, um damit Raum für Neues zu ermöglichen.

Ein Wort aus dem Talmud sagt:

„Wenn die Jungen sagen, lasst uns aufbauen. Dann folge ihnen nicht. Und wenn die Alten sagen, lasst uns einreißen. Dann folge ihnen. Denn das Aufbauen der Jungen ist Einreißen und das Einreißen der Alten ist Aufbauen.“

Vielleicht bräuchten wir solche Einreiß-Pläne, die Voraussetzung dafür werden können, dass wieder etwas Neues entsteht. Und wir brauchen alte, erfahrene Menschen, die bereit sind, abschiedlich zu leben und das in allen Bereichen.

Die Fragen des Einreißens und Aufbaus sind im Kirchenbezirk Göppingen auf vielen Ebenen zu stellen.

Wenn ich mir Ihre aufmerksame und gründliche Reflexion der demographischen Entwicklung anschau, dann wird schnell klar, dass Sie in besonderer Weise vom Rückgang der Gemeindegliederzahlen betroffen sind. Im Bericht zur Visitation heißt es: „Hatte die Gesamtkirchengemeinde Göppingen vor 50 Jahren noch rund 27.000 Mitglieder, ist die Zahl heute bei 8.521 angelangt.“

Aber Göppingen steht nicht alleine da. Der ganze Landkreis verliert an Bevölkerung: Für das Jahr 2010 weist der Bericht des Statistischen Landesamts einen Wanderungsverlust aus. Auch die Geburtenrate weist ein Defizit auf. Wenn man diese Gesamtentwicklung auf die evangelische Bevölkerung zuspitzt, dann sind diese Effekte noch erheblich gravierender. Der Rückgang der Gemeindegliederzahlen ist in allen Gemeinden zu spüren.

Das ist kein Grund zum Unglücklichsein, sondern will verstanden werden. Um nicht in die Falle der Personalisierung und Moralisierung hineinzutappen, gilt es festzuhalten:

Das sind unsere Rahmenbedingungen, und der Wunsch nach einem „Wachstum gegen den Trend“ birgt in sich die Möglichkeit, sich in aussichtslosen Projekten zu erschöpfen.

Die Vorbereitungen auf den PfarrPlan III im Zusammenhang mit Ihren Überlegungen „Zusammenarbeit neu gedacht“ sind ein wichtiger Baustein, um Rahmenbedingungen zu schaffen, die lebbar sind. Es besteht allerdings die Gefahr, nur noch die Probleme zu sehen und ob der Größe der Aufgabe zu kapitulieren. Umso interessanter fand ich, dass in den Göppinger Bezirk insgesamt Bewegung gekommen ist. Man kann Konstellationen denken und aussprechen, die vor ein paar Jahren noch absolut undenkbar gewesen wären. Und selbst aus Adelberg gibt es Signale, die auf eine Kooperation hinweisen. In Eislingen kann man sich ganz große Entwürfe vorstellen.

Das sind Entwicklungsschritte, die zu würdigen sind. Ganz egal, was davon tatsächlich umgesetzt wird.

Auf der anderen Seite begegnet mir aber auch Verzagtheit: „Wir werden immer weniger.“ Der Gottesdienstbesuch war hier im Kirchenbezirk schon immer eher unterdurchschnittlich. Jetzt ist er noch unterdurchschnittlicher. Das wird immer spürbarer und frustriert. Man erlebt sich in Konkurrenz untereinander, hat das Gefühl, dass die einen es eben hinkriegen und die anderen eher nicht. Da ist eine gute Portion unausgesprochene, aber dennoch spürbare Resignation auch in der Pfarrer/innenschaft. „Wie gelingt es, Menschen in Gottesdiensten anzusprechen? Vor allem auch die, die nicht kommen? Und wie geschieht das in einem Dienst, der einen sonntäglich in die Pflicht nimmt?“

Das sind Fragen, die die Pfarrer/innen umtreiben, zumal sie schon wissen, wie man die Kirche „füllt“. Aber geht es uns tatsächlich nur ums „Füllen“ des Hauses? Ein Gottesdienst mit dem Kindergarten, mit dem Liederkranz oder dem Turnverein „bringt“ Menschen in die Kirche, die wenig Kontakt mit dem normalen Gemeindeleben haben. Aber werden sie dann auch erreicht? Sind das wirklich die großen missionarischen Chancen? Oder sollten wir nicht lieber realistisch sein und uns vor Augen führen, dass es zwischen der persönlich gelebten Frömmigkeit und der öffentlich zur Darstellung kommenden Religion viele Schritte, viele Spielarten und nicht zuletzt auch Abgründe gibt. Es kann nicht darum gehen, Menschen zu etwas zu zwingen, was ihnen partout nicht schmecken will.

Ich bin deshalb der festen Überzeugung, dass es ohne das Wirken des heiligen Geistes zu keinen Erleuchtungen und Berufungen kommt.

Es braucht etwas, das in den Menschen brennt oder sucht oder zumindest berührbar ist.
Es braucht Öffnungen des Herzens, der Seele und des Verstands. Wenn das nicht ist, erleben wir imprägnierte Seelen- und Geisteszustände, die sich nicht bewegen lassen.

Und dann erlebe ich immer wieder bei Gesprächen, dass Menschen doch Fragen an uns haben. Nach Sinn und nach Bedeutung für ihr Leben suchen, begierig sind im Blick auf Orientierung und immer weniger erwarten, das von ihnen Ersehnte und Gewünschte in den Angeboten ihrer Kirchengemeinde zu finden.

Menschen – das ist meine Erfahrung - suchen die direkte Begegnung. Das Gespräch. Oder auch die Anonymität in einem Gottesdienst außerhalb ihres Wohnorts. Oder auch – das wurde explizit geäußert – in dem Bedürfnis nach einer offenen Kirche, nicht nur zur Gottesdienstzeit, sondern auch sonst. Immer stärker werden die Kirche offensichtlich als Räume angesehen, in denen man einfach sein kann und sein darf, ohne etwas tun und leisten zu müssen.

Ich bin mir deshalb auch gar nicht sicher, ob der zurzeit eingeschlagene Weg, immer neue Events und Anlässe zu schaffen, uns nicht in eine Sackgasse führt. Ein Gesprächspartner im Landratsamt meinte: „Wir haben Stress im Beruf. Wollen wir ehrlicherweise auch noch Stress in der Freizeit?“ und musste dann doch zugeben, dass eben auch der Stress in der Freizeit ein nicht zu unterschätzender Faktor ist. Altgewordene Eltern müssen gepflegt oder versorgt werden. Aus dem Haus gehende Kinder müssen „umgezogen“ werden, und dann ist da immer noch die Sehnsucht nach den kleineren und größeren Fluchten. Auch die brauchen Kraft. Vor allem, wenn es dann auf der A 8 oder der B 10 nur noch im Schrittempo voran geht.

Eindrücklich war für mich in diesem Zusammenhang eine Gesprächssequenz in einer der Distrikts-KTA's. Ein Kollege merkte an: Das Normale, das Regelmäßige nimmt ab, und am Gottesdienst sehen wir, was uns eigentlich fehlt: Die Praxis des Glaubens.“

In der Tat: Es gibt kaum Formen, wie man seinen Glauben in der Welt lebt. Die Reformation mit ihrem starken Impuls eines Gottesdiensts im Alltag der Welt hat bei vielen den Eindruck hinterlassen, der Glaube sei etwas ganz Persönliches, das es in jedem Stand und Beruf zu leben gäbe. Äußere Formen seien demgegenüber zu vernachlässigen. Es käme nur auf das eigene Gewissen an.

Aber wie bilden sich Gewissen? Und wie etablieren sich Haltungen? Wie finden wir zu einer Kultur des Lebens, auch der Lebensbewahrung, wenn wir keine Formen haben, nicht wissen, wie man die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Menschen leben kann?

Ich bin in einem Buch von Klaus Dörner, dem wohl bekanntesten Sozialpsychiater Deutschlands auf ein Kapitel gestoßen, in dem er sich auch mit den Kirchengemeinden beschäftigt.

Fast 2000 Jahre lang, führt Dörner aus, hat die Einheit von Gottes- und Menschendienst eine untrennbare Einheit gebildet und war einfach selbstverständlich war.

Seit dem 19. Jahrhundert ist etwas auseinander gefallen, was doch in der Tiefe zusammengehört: Die Liebe zu Gott und der Einsatz für den Nächsten. Oder was die ganze Schrift als Doppelgebot der Liebe durchzieht: Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzem Gemüt und den Nächsten wie sich selbst.

In der Professionalisierung der Diakonie im 19. Jahrhundert hat man zunächst die Befreiung vom lästigen „Menschendienst“ gesehen. Man konnte sich auf „das Eigentliche“ konzentrieren. Auf den Gottesdienst. Aber ein Gottesdienst ohne Praxis wird leer und öde. Die Reinheit Gottes, „Gott pur“ ist für die Menschen nicht aushaltbar. Gott wurde – so Klaus Dörner – unsichtbar gemacht, verschwand aus dem Alltag und der Lebenswelt der Menschen und wurde im wahrsten Sinne des Wortes „hinterweltlich“. „Unter den Bedingungen des neuen Helfens“ – so Dörner – „dreht sich die Wertschätzung der großen diakonischen Einrichtungen und deren Professionalität um: Institutionalisierung wird abgewählt und die Hilfe soll wieder dahin kommen, wo die Menschen wohnen und hingehören wollen. Unter diesem Aspekt nun erhält die Kirchengemeinde einen dramatischen Standortvorteil. Denn, soziologisch gesehen, auch wenn man mit Gott nichts am Hut hätte, sind die Kirchengemeinden die einzige flächendeckende Institution, die mit ihrem Einzugsbereich ziemlich genau dem Territorium des dritten Sozialraums, des Wir-Raums der Nachbarschaft entsprechen. Und diese territoriale Voraussetzung ist entscheidend für die Chance, systematisch Nachbarschaftsmentalität wach zu küssen. Selbst die ganz und gar säkularen Kommunen haben also allen Anlass, den flächendeckenden Fortbestand dieser bürgerschaftlichen Kostbarkeit mit Zähnen und Klauen zu verteidigen und zu resozialisieren.“

Ich finde diese Wahrnehmung von außen interessant, weil sie auf zweierlei hinweist:

Zum einen auf die Notwendigkeit und Bedeutung parochialer Gemeindesysteme, die bei uns zurzeit in der Landeskirche keinen besonders guten Ruf genießen.

Und zum anderen, weil auch hier der Zusammenhang von Glaube und Weltbezug, von Theorie, also Anschauung, und Praxis hergestellt wird.

Dabei möchte ich jetzt nicht den Eindruck erwecken oder gar verstärken, als sei die Professionalisierung der Diakonie etwas Negatives. Im Gegenteil: Nur im Zusammenspiel von Professionalität und Menschenliebe finden Menschen das, was sie brauchen. Menschenliebe, die nicht über sich selbst nachdenkt und die vor allem nicht reflektiert, unter welchen Bedingungen Menschen leben, arbeiten und leiden, wird schnell enttäuscht und reagiert mit Vorwürfen oder gar mit beleidigtem Rückzug. Die Fachlichkeit schützt vor Überidentifikation, kann Grenzen formulieren, Regeln durchhalten und Struktur vorgeben. Allerdings kann sie nicht alles abdecken.

In Göppingen, in der diakonischen Arbeit, die hier geschieht, können Sie exemplarisch ablesen, wie beides zusammenkommt: Das fachliche Wissen, die Professionalität und das bürgerschaftliche Engagement.

Die Tür zur Stadtkirche erinnert auf eindrückliche Weise an die sieben Werke der Barmherzigkeit, die Jesus den Seinen in besonderer Weise ans Herz gelegt hat. Realisierungen dieses Auftrags sind an der Arbeit des Diakonischen Werkes in Göppingen abzulesen:

Die Arbeit, die in der diakonischen Bezirksstelle geleistet wird, insbesondere im Bereich der Sucht ist beeindruckend. Hier ist das ganze Spektrum abgedeckt: vom Drogenkontaktladen, über Streetwork und ambulante Reha bis hin zur Suchtprophylaxe. Dass die ganz jungen Konsumenten in besonderer Weise im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen und im Projekt „HALT“ konkrete Hilfestellungen bekommen, über ihren Alkoholkonsum nachzudenken, ist eine Weiterentwicklung, die notwendig und wichtig ist.

Diakonie in Göppingen geht raus zu den Menschen, ist präsent und wirbt.

Und überall, wo ich im Rathaus oder Landratsamt hingekommen bin, wurde mir versichert, wie dankbar man über die Diakonie als Kooperationspartner ist, denn die Arbeit, die von den Mitarbeitenden geleistet wird, ist verlässlich und gut.

Trotzdem gibt es auch Probleme:

Wie geht es mit der Besetzung einer frei werdenden Stelle in der Grundversorgung im Bereich Alkohol und pathologisches Glücksspiel weiter? In welchem Umfang wird der Landkreis finanziell dafür sorgen, dass diese Stelle so schnell wie möglich wiederbesetzt werden kann?

Ganz akut problematisch ist die Frage, wie es mit den Methadonprogrammen weitergeht. Die dezentrale Versorgung war dadurch gewährleistet, dass es genügend Ärzte im Landkreis gab,

die vor den Mühen, den Schwierigkeiten und den besonderen Problemen, die eine Substitution mit sich bringt, nicht zurückgeschreckt sind. Wenn diese Ärzte in den Ruhestand gehen, finden sie keine Nachfolger. Das Risiko und die hohen gesetzlichen Anforderungen sind für viele zu hoch. Was eine Zentralisierung an dieser Stelle bedeutet, lässt sich noch nicht ganz abschätzen. Klar aber ist, dass es schwieriger wird.

Und schließlich: Überall schießen Glücksspielangebote wie Pilze aus dem Boden. Mit allen Begleiterscheinungen, die dieses Angebot mit sich bringt.

Die Fragen und Herausforderungen verändern sich mit den Jahren – manchmal ganz unmerklich, manchmal ganz dramatisch, aber die Aufgabe bleibt: Das Evangelium in Wort und Tat den Menschen bezeugen! Und dabei immer den Einzelnen, den Anderen sehen – in seinem Anderssein respektieren.

Das sind große Aufgaben und große Verantwortungen – umso dankbarer sehe ich, wie diese Aufgaben und diese Verantwortung in Göppingen wahrgenommen werden.

Vernetzung ist wichtig und unabdingbar.

Das lässt sich auch am Zusammenspiel des Diakonischen Werks mit dem Haus Linde ablesen. Wohnungslosigkeit hat viele Gründe und kennt viele Abgründe.

Mich hat sehr beeindruckt, wie im Grunde eine Initiative von Einzelpersonen nun schon über 25 Jahre eine Arbeit leistet, die inzwischen eine hohe Akzeptanz erfährt. Dass keiner und keine ganz verloren gehen soll, sondern für jeden immer noch ein Ort da ist, wo man hingehen kann, wo Hoffnungslosigkeit sich wandeln kann in neue Aufbrüche – das ist etwas ganz Besonderes und nur denkbar, weil es Menschen gibt, die nicht viel erschüttern kann und die sich dennoch berühren lassen.

Dass diese Einrichtung, die zu Anfang so viel herbe Kritik einstecken musste, inzwischen aber so fest etabliert ist, dass man sie aus dem sozialen Leben der Stadt nicht mehr wegdenken kann, ist bemerkenswert und zeigt mir, dass es sich doch auch lohnt, Gegenwind auszuhalten und nicht sofort klein beizugeben. Das Durchhalten einer Sache, die man als richtig und notwendig erkannt hat, braucht eine besondere Stärke. Wir können denen, die vor uns waren, nur dankbar sein, dass sie das alles ausgehalten und durchgestanden haben.

Das Haus Linde hat, wie Sie hier alle wissen, seit 15 Jahren eine Tochter: die Vesperkirche, die wie ein Seismograph die gesellschaftlichen Veränderungen registriert. Immer mehr ältere Menschen nehmen das Angebot an, immer mehr Familien und immer mehr Kinder.

Die Armut bekommt ein anderes Gesicht. Die klassischen Berber sind so gut wie ausgestorben, so hat man mir erzählt, und manchmal wünscht man sie sich schon fast zurück:

Menschen, die aus ihren Strukturen gefallen sind, aber doch noch so etwas wie Regeln kennen gelernt haben. Da kann man an Verschüttetes wieder anknüpfen. Anders ist es, wenn nie Regeln eingeübt worden sind. Ganz anders ist es, wenn man auf junge Menschen trifft, die ohne Erziehung groß geworden sind. Die sind schwer in geregelte Abläufe einzugliedern.

Unsere Zeit bringt ihre eigenen Problemstellungen in besonderer Weise ans Licht.

Bei einem Besuch in der Psychiatrie – nun nicht in Göppingen, sondern in Ravensburg – hat mir der ärztliche Direktor erklärt, die Persönlichkeitsstörungen nähmen erheblich zu --- alles, was sich unter das Symptom Border-line fassen lässt und oft mit Sucht oder Gewalt verbunden ist – und wie das traurige Spiegelbild dieser Medaille: die Depressionen.

Niemand lebt für sich, sondern immer in einem Beziehungsgefüge. Wir können nur ahnen, was das nun im Einzelnen für die Ehe-, Familien- und Lebensberatung bedeutet und für die Ansprüche an die Berater/innen. Gut, dass alle gut zusammenarbeiten und sich gegenseitig unterstützen, um so die vielfältigen Problemlagen zu sortieren.

Die Migrationsberatung, der Jugendmigrationsdienst und die Arbeit mit Spätaussiedlern leiden unter der räumlichen Situation. Umso beachtlicher, wie viele Menschen erreicht und beraten werden können. Die „global Players“ sind dabei so etwas wie der sehr erfolgreiche Beweis dafür, dass „multikulti“ doch geht und Verschiedenheit tatsächlich eine Bereicherung darstellt.

Um all diese Aktivitäten des diakonischen Werkes bilden sich eigene diakonische Gemeinden. Das sind die Ehrenamtlichen, die mithelfen, die sich engagieren und die ihre Zeit und ihre Kraft darauf verwenden, ihren Glauben praktisch zu leben.

Sei das bei der Hausaufgabenbetreuung ausländischer Kinder, in den Sprachkursen für Geduldete, bei der Mitarbeit in der Vesperkirche, in der Wahrnehmung der Verantwortung für die Älteren und ganz Alten, im Familientreff in Eislingen oder im Diakonieladen. Überall gibt es Menschen, die andocken können – mit ihren Lebensthemen und Lebenserfahrungen und damit zur Lebendigkeit der Kirche beitragen.

Man kann also mit Fug und Recht sagen: Der Kirchenbezirk Göppingen ist ein diakonischer Kirchenbezirk. Und wenn dieses Selbstverständnis auch von den Gemeinden geteilt wird, dann sind wir alle ein gutes Stück weiter.

Die Erwachsenenbildung kooperiert eng mit der Diakonie in Göppingen. Das Thema „Armut“ kann so auf verschiedene Weisen aufgenommen und bearbeitet werden, aber auch die

„Wechselfälle des Lebens“ finden im Angebot der Erwachsenenbildung ihren Niederschlag. Es wird schwieriger Menschen anzusprechen. Die besondere Zielgruppe der gewählten Mitglieder der Kirchengemeinderäte war lange Zeit – ich sage das jetzt einmal etwas flapsig – eine „sichere Bank“. Zunehmend aber ist zu spüren, wie gerade diese Gruppe sich immer stärker belastet oder gar überlastet sieht. Was sollen wir noch machen?, ist eine Frage, die man häufiger gestellt bekommt. Die Projekte der Landeskirche – gut gemeint – verschärfen den Druck auf die Gemeindeleitungen vor Ort. Und dann soll auch noch Fortbildung sein. Was zur Unterstützung und Motivation gedacht ist, schlägt um in Abwehr. Themen, von denen sich Menschen erwarten, dass sie ihnen gut tun, dass sie selbst darin vorkommen, sind beliebt und nachgefragt. Eine Entwicklung, die den Verantwortlichen zu schaffen macht, aber dennoch nicht frustriert. Sie schätzen ja auch die Möglichkeiten und die kreativen Freiräume, die sie haben. Ein Blick in die Statistik zeigt eine erstaunliche Bilanz: 1123 Einzelveranstaltungen und 208 Kurse mit insgesamt 6573 Unterrichtseinheiten. Wünschenswert wäre aus Sicht der Erwachsenenbildner eine bessere gemeinsame Planung, damit man sich nicht gegenseitig mehr Konkurrenz macht als unbedingt nötig. Vielleicht finden Sie ja eine Form, in der das geschehen kann.

Die Gemeindediakonin und die Gemeindediakone im Kirchenbezirk und bei einer einzelnen Kirchengemeinde haben mir über ihre unterschiedlichen Aufgaben und Dienstaufträge berichtet. Die Verschiebung innerhalb der Dienstaufträge war nicht immer einfach. Vor allem war es schwierig, sich von der „Ursprungsgemeinde“ ein Stück zu lösen und neue Aufgaben anzugehen. Dabei hat mich sehr beeindruckt, wie nüchtern die Diakone und die Diakonin die Aufgaben einschätzen. Sie meinen, die Gemeinden hätten in weiten Teilen die Herausforderung durch die demographische Entwicklung noch nicht angenommen. Man verlange von ihnen immer nur Jugendarbeit. Dabei würde um die immer weniger werdenden Jugendlichen ein echter Verteilungskampf geführt. Dass es immer mehr ältere und alte Menschen gibt, wird leicht übersehen. Intergenerationelle Begegnung und intergenerationelles Lernen wären noch immer eine Seltenheit und nur in Ansätzen verwirklicht. Die klassischen Bilder aus der eigenen Kindheit und Jugend prägen unser Bild von Gemeinde und von dem, was zu tun ist. Hinsehen, was jetzt ist, und wahrnehmen, was Menschen jetzt brauchen, das ist m.E. nach die Aufgabe der Gemeindediakone und Gemeindediakoninnen. Gott – so heißt es im Buch der Sprüche - gibt ein sehendes Auge und ein hörendes Ohr. Gemeindediakone und –diakoninnen, die über diese Gabe verfügen, sind ein echtes Geschenk und eine Bereicherung für einen Kirchenbezirk.

Die Kirchenmusik hat in Göppingen einen hohen Stellenwert und eine große Resonanz. Es ist beeindruckend, was sich in den letzten Jahren an Kooperationen entwickelt hat. Das Weihnachtsoratorium in diesem Jahr in Eislingen ist wunderbarer Erweis dieser Zusammenarbeit und beflügelt und befördert die Lust am gemeinsamen Singen. Sie als Bezirkssynode haben sich ja ausführlich mit dem Thema Kirchenmusik beschäftigt und zumindest von der Vielseitigkeit der Stile und der Angebote gehört. Sie können in Göppingen dankbar sein, dass Sie zwei so profilierte Kirchenmusiker vor Ort haben, die immer wieder von neuem zeigen, was alles möglich ist, wenn man sich auf den Weg macht. Die Vernetzung mit der Schule im Reusch und das Engagement von Seiten des Kirchenmusikers an dieser Stelle zeigt neue Wege in der Kooperation Gemeinde-Schule auf, von der alle profitieren. Das gemeinsame Singen im Kindergarten, und das heißt von klein auf zu lernen, wie man „schön“ singt – hat mich sehr bewegt. Und dann natürlich die Posaunenchorarbeit. An dieser Stelle bin ich unmittelbar Profitierende, weil die Göppinger bei den Landesposaunentagen schon immer ein absolut verlässlicher Partner sind. Integration und das Zusammenspiel der verschiedenen Generationen geschieht im Bereich der Musik in vorbildlicher Weise. Das gemeinsame Tun, die gemeinsame Aufgabe verbindet und spornt an.

Für das Jugendwerk und die Jugendarbeit stellt die Ganztageschule und G 8 eine nicht zu unterschätzende Herausforderung dar. Mitarbeitende haben immer weniger Zeit; der wöchentliche Rhythmus für Gruppentreffen ist immer schwerer durchzuhalten. Es gibt auch rein zahlenmäßig immer weniger Kinder und Jugendliche.

Die Frage, wie man Jugendarbeit in die Schule bringen könnte und wie Kooperationen gelingen könnten, ist nicht gelöst, wird aber gestellt. Auch hier zeigt sich: Es bräuchte Freiräume zum neu Denken und zum neu Aufstellen. Aber die Strukturen in der Jugendarbeit und in den verschiedenen CVJM`s sind festgeklopft und zäh. Es gelingt kaum, über die eigenen Tellerränder hinauszuschauen – so zumindest die Wahrnehmung aus einem Gespräch mit den Verantwortlichen von Jugendwerk und CVJM Göppingen.

Umso erfreulicher sind die Jugendgottesdienste, die in der Stadtkirche gefeiert werden und die 6 Mal im Jahr stattfinden. 6-12 Pfarrer/innen – so wurde mir erzählt – nutzen das Angebot, kommen mit ihren Konfirmanden und profitieren vom Gemeinschaftserleben. Ganz ähnlich wie beim Konfi-Camp.

Waldheim und Jugendwerk sind auch in Göppingen –wie anderswo – zwei verschiedene Welten, die nicht viel miteinander zu tun haben. Beeindruckend ist für mich aber immer wieder, wie viele junge Erwachsene sich im Waldheimbereich engagieren und an dieser Stelle ihre kirchliche Beheimatung finden. Wir sollten das hoch schätzen, gerade weil hier etwas gelingt, was wir sonst krampfhaft versuchen: Milieuüberschreitung (mit allem, was das Irritation und Gewöhnungsbedürftigem mit sich bringt).

Aber genau das brauchen wir, damit wir als Kirche nicht zu einem Verein der Gleichgesinnten und gleich Tickenden werden. Auch hier gilt: An den Rändern, an den Grenzen wird es spannend.

Grenzüberschreitungen anderer Art habe ich beim Tag mit der Schuldekanin erleben dürfen. Zusammen mit Oberkirchenrat Baur waren wir einen Tag lang unterwegs, haben das Bildungshaus in Holzheim kennen gelernt. Eine Einrichtung, von der die Kinder sagen: Wir gehen gerne dorthin. Eine Einrichtung, die sich ganz bewusst von außen anschauen lässt und deren Rektorin selbstverständlich erklärt: „Natürlich haben wir ganz viele Baustellen, aber es ist gut, dass wir sie kennen und angehen können.“

Mich haben der Mut beeindruckt und die Energie, die in diesem Haus zu spüren war. Und die Lust an der Arbeit.

Ganz ähnlich übrigens wie in der Blumhardt- und Schickhardtschule in Boll, die ganz selbstverständlich Inklusion leben und damit schon seit vielen Jahren gute Erfahrung machen. Was war der Auslöser? Etliche Familien, die im Bereich der Akademie lebten und arbeiteten, hatten und haben behinderte Kinder. Seit über 20 Jahren setzen die sich dafür ein, dass ihre Kinder zunächst im Kindergarten Inklusion erlebten, dann auch in der Schule und später dann auch in den weiterführenden Schulen in Göppingen.

Für mich ein eindrucksvolles Zeichen dafür, wie die Akademie auch wirkt: In ihrem direkten Umfeld als Motor für gesellschaftliche Entwicklungen.

Das Gespräch mit den Religionspädagogen und –pädagoginnen war intensiv und anregend zugleich. Der Dienst dieser Lehrer und Lehrerinnen mit dem einen Fach Evang. Religion ist wichtig und zugleich sehr anstrengend und belastend. Wie lässt sich ein solcher Dienst ein ganzes Berufsleben durchhalten, welche Entwicklungs- und Veränderungsmöglichkeiten gibt es, das waren Themen, die vor allem den Dezernenten des OKR weiter beschäftigen werden.

Und noch eine Bemerkung zum Schluss: Herr Polzer hat beim Forum angedeutet, dass es wichtig sei, auch in den Förderschulen Evang. Religionsunterricht anzubieten. Wir sind

außerordentlich dankbar, einen Schulamtsleiter im Göppinger Schulamt zu haben, der sich so stark für den Religionsunterricht einsetzt und der uns allen die Bedeutung dieses Faches und den Stellenwert wieder ins Stammbuch geschrieben hat. Es ist nicht selbstverständlich, dass Pfarrer/innen von staatlicher Seite so hoch geschätzt sind in ihrer Präsenz und in ihrer Funktion in der Schule und für die Schule.

Aber Schuldekanin Leube hat recherchiert: Der Religionsunterricht an Förderschulen ist abgedeckt – sowohl von kirchlichen als auch von staatlichen Lehrkräften wie auch von Pfarrern.

Die Kindergartenangelegenheiten haben Sie in den letzten Jahren sehr in Anspruch genommen. Die gemeinsame Erarbeitung eines Kindergartenrahmenplans ist ein Meilenstein in der Weiterentwicklung der Einrichtungen, die einfach notwendig ist. Wir müssen in diesem Bereich präsent und wach sein, um den Anschluss nicht zu verpassen.

Die Arbeit der Kindergartenfachberatung ist wichtiger als je zuvor. Die etablierte feed-back Kultur ist für die Einrichtungen wichtig. Wie allerdings das Stellenkontingent zu halten sein wird, steht noch ein wenig in den Sternen.

Diskussionswürdig erscheint mir auch die Frage nach veränderten Trägerstrukturen. Die klare Option für die Zuständigkeit der jeweiligen Gemeinde für ihre Einrichtung hat ihre Stärken, aber – ich will es nicht verschweigen - auch ihre signifikanten Schwächen.

Das BAF-Team in Göppingen ist motiviert und engagiert bei der Sache für die evangelischen Frauen in Württemberg. Der Weltgebetstag ist eine ganz feste Größe im Jahr. Bemerkenswert ist, dass diese Veranstaltungen sehr gut besucht sind, auch wenn im Detail sich die Mühen mehren.

Auch hier arbeitet man vernetzt: So zum Beispiel bei diakonisch-liturgischen Abendspaziergang.

Mit Aufmerksamkeit beobachtet man, dass Frauenkreise kleiner werden oder sich ganz auflösen. Neugründungen sind eher selten. Dabei sind die Themen nach wie vor aktuell: Im nächsten Jahr wird ein Schwerpunkt auf der „Frauengesundheit“ liegen. Ich denke, dass sich an dieser Stelle viele Ansatzpunkte ergeben und nicht zuletzt auch neue Formate in der Frauenarbeit selbst.

Die Bitte an die Gemeinden, die Aktivitäten des BAF-Teams wohlwollen zu unterstützen und die Flyer auch weiterzugeben und ein wenig zu werben, nehme ich gerne auf und sage es an dieser Stelle.

„Bei uns ist es total schön“ – ich vermute, die wenigsten würden hinter dieser Aussage Ihre Verwaltungsstellenleiterin vermuten. Aber es ist so. Die Verwaltung, das heißt die Mitarbeitenden der Verwaltungsstelle, der Kirchenbezirkskasse und der Kirchenpflege arbeiten unkompliziert, effektiv, solidarisch miteinander und zusammen. Probleme werden gemeinsam angegangen. Die große Hausrenovierung in der Pfarrstraße versetzt alle in einen angenehm neugierigen Zustand. Die Abläufe sind inzwischen geklärt. Dass umsichtig gewirtschaftet wird, brauche ich nicht extra zu sagen, und dass es „Sorgenkinder“ gibt auch nicht.

Sorgen bereiten die Immobilien, genauer: ihre große Zahl und der mit diesen Immobilien verbundene Sanierungstau und das strukturelle Defizit des Haushalts. Das wird Sie in den nächsten Jahren noch beschäftigen. Aber ich bin mir sicher, dass Sie Lösungen finden, die tragen.

Die Ökumene im Kirchenbezirk Göppingen funktioniert – soweit ich das wahrnehmen konnte – ausgesprochen vertrauensvoll und kooperativ. Bei der „Aktion Rückenwind“ sind Caritas und Diakonie in einem Boot. Aber auch auf anderen Ebenen arbeitet man gut und selbstverständlich zusammen. Ökumene ist der Normalfall. Das gilt auch und besonders für die Bereiche und Gemeinde, die stärker katholisch dominiert sind. In Ottenbach – das hat mich besonders beeindruckt – gab es vor 100 Jahren eine evangelische Familie, inzwischen sind es bedeutend mehr. Es gibt also auch hier im Kirchenbezirk erstaunliche Wandlungen. Nicht überall wird es weniger

Zum Schluss noch zwei Anmerkungen:

An den Rändern – das habe ich schon einmal gesagt - ist es spannend. An den Grenzen entscheidet sich die Tragfähigkeit von Beschlüssen. Das ist hier in Göppingen nicht anders als sonst im Leben. Konkret heißt das: An den Orten und Bereichen wird es spannend, die nicht ins System passen. Weil sie zu abgelegen und zu weit weg sind, zu klein oder zu groß sind. Weil sie sich schon halb im nächsten Kirchenbezirk beheimatet sehen. Oder weil sie eine ganz besondere Geschichte, auch eine besondere Konfessionsgeschichte mit sich herumtragen. Weil sie ganz ländlich sind oder weil sie schon längst zur modernen Diaspora gehören. Weil sie sich noch nie selbst leiden konnten oder weil sie im Gegenteil eine glühende Liebe zu ihrem Ort verspüren. Und das alles passt nicht zusammen, will nicht zusammengehören.

Vielleicht sollten uns diese Schwierigkeiten, diese Spannungen nicht beunruhigen, sondern im Gegenteil eher trösten. Sie zeigen nämlich, dass all unseren Struktur- und Klärungsprozessen eine Grenze gesetzt ist. Und das ist gut so. Denn daran lernen wir: Menschen leben nicht nach unseren Vorgaben und halten sich nur in Ausnahmefällen an die geordneten, linearen Abläufe. Es geht oft kunterbunt durcheinander. Das schafft Verwirrung, stört auch, kann aber im besten Fall auch produktiv und kreativ sein. Ich wünsche es Ihnen sehr, dass durch die von Ihnen geübte Transparenz in den anstehenden Umbau- und Rückbauprozessen Verletzungen zu vermeiden sind, aber ich weiß nicht, ob sie wirklich zu vermeiden sind. Schmerzen gehören zum Leben und zum Lebendigsein.

Wenn es wahr ist, dass auch im Einreißen eine Verheißung liegt, dann fällt es vielleicht leichter, die Verwerfungen auszuhalten.

Wie aber das Denken „ich komme zu kurz“ oder „wir sind schon immer zu kurz gekommen“ aus den Köpfen und Herzen zu reißen ist und einer anderen Einstellung Raum gibt, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass das Evangelium selbst uns an dieser Stelle immer wieder überführt: Manchmal liebevoll, manchmal deutlich klarer und bisweilen auch brutal und hart. Wer immer weiter rast auf seinem Weg, dem kann es so gehen wie Bileam mit seiner Eselin oder den Ägyptern im Schilfmeer.

Insofern freuen wir uns über alle Aufbrüche, die versuchen, das Fremde, das Andere – und sei es nur die Nachbargemeinde – als Bereicherung zu verstehen, die Kooperation als Entlastung und die Zusammenarbeit als Möglichkeit, um auf neue Gedanken zu kommen.

Das sind keine Rezepte, sondern hoffentlich Ermutigungen für die nächsten Schritte.

Und ein zweites: „Und siehe, alles war sehr gut.“ Dieses abschließende Urteil Gottes gehört zum Sabbat, macht diesen Tag zu einem besonderen Tag, „heiligt“ ihn, wie es in der Bibel heißt. Für mich heißt das auch: Nur wer es sich ab und zu und regelmäßig leistet, einen Schritt zur Seite zu treten und anzuschauen, was ist, der wird auch erkennen, was alles gut ist – ja, mehr noch: was sehr gut ist. Wer gar keine Distanz mehr zu seiner Arbeit findet, erschöpft sich. Wer sich komplett in den immer wieder gleich ablaufenden Routinen verausgabt, wer vor lauter Rackern immer nur noch den nächsten Schritt sieht und von jeder Kleinigkeit aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann, der wird unzufrieden, wird vorwurfsvoll – gegen sich, gegen seine Mitbrüder und Mitschwester und gegen Gott. Aber auch: Wer sich total identifiziert und seine Vorstellungen und Erwartungen an eine ideale Kirche, an eine ideale

Gemeinde höher stellt als das, was ihm oder ihr aufgetragen und anvertraut ist, der wird irgendwann verzweifeln. Und dafür besteht nun überhaupt kein Anlass.

Ganz zum Schluss will ich mich von Herzen bedanken: Für alle Gespräche, für alle Begegnungen, für Ihre Offenheit und Ihr Vertrauen. Ich glaube, das war ein Stück Kommunikationskultur vom Feinsten.

Ich danke besonders Herrn Dekan Ulmer für die präzise Vorbereitung und für alle Unterstützung. Frau Röhm schließe ich in diesen Dank ausdrücklich mit ein. Es ist schön, dass man im Dekanat immer eine offene Türe findet. Ich danke der Vertreterin der MAV, die den Gedanken der Dienstgemeinschaft im Alltag lebt. Ich danke allen Kollegen und Kolleginnen, den Prädikanten, denen ich einen besonders anregenden und interessanten Samstagnachmittag verdanke und die mit ihrem Dienst ganz viel zur Gemeinschaftsstiftung unter den Glaubenden beitragen.

Spannend war der Besuch in der Wilhelmshilfe – Geschichte und Gegenwart dieser alten Göppinger Einrichtung haben mich sehr beeindruckt. Besonders die Möglichkeiten der Telefonzentrale haben mich überzeugt.

Ebenso dankbar bin ich den Krankenhauseelsorgern und – seelsorgerinnen, die in den Kliniken hier in Göppingen an den Schnittstellen des Lebens ihren Dienst tun und kirchliche Präsenz zeigen.

Ich danke allen gewählten Vertretern und Vertreterinnen der Kirchengemeinderäte – unsere Wege kreuzen sich ja ab und zu. Es ist schön zu sehen, wie ernst Sie Ihre Berufung nehmen und mit welchem inneren Engagement Sie Ihre Verantwortung wahrnehmen.

Stellvertretend für Sie alle danke ich Herrn Kauderer, dem Vorsitzenden der Bezirkssynode, der über viele Jahre hinweg für mich ein ganz wichtiger Gesprächspartner in Göppingen ist.

Und nun mache ich wirklich Schluss und danke Ihnen ganz herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.

Ihre

